

Die nördlichen Schanstaaten und ihre Bewohner.¹⁾

Von Anton K. Gebauer, Wien.

(Mit 8 Abbildungen auf 4 Tafeln.)

Meine im Herbst des Jahres 1910 unternommene Reise nach den nördlichen Schanstaaten Hinterindiens hatte den Zweck, ethnographische Studien in jenen noch so wenig bekannten, stark verrufenen Gebieten zu betreiben. Meine Tour führte mich von Rangoon nach Mandalay, der einstigen burmesischen Königsstadt, und von dort mittels der 1903 eröffneten Eisenbahn über Maimyo, Hsi-paw nach Laschio, dem Endpunkte der Strecke. Der weitere Teil der Reise, der mich kreuz und quer durch das Fürstentum Hsein-Wi führte, wurde im Sattel zurückgelegt. Mein Gepäck wurde von den in jenen Gegenden längs der Karawanenroad gebräuchlichen zweirädrigen Karren, die den indischen Tongas ähneln, befördert. Meine Begleitung während des größten Teiles der Reise bestand aus meinen Dienern Maungba (Burmese), Maungkin und Maungkun (Danus, Mischlinge von Schan und Burmesen).

Die Schanstaaten sind eine Gruppe von Eingeborenstaaten, die geographisch in nördliche und südliche geteilt werden. Die nördlichen, mit welchen wir es hier hauptsächlich zu tun haben, liegen zwischen dem $21^{\circ} 31'$ und $24^{\circ} 9'$ n. Br., umfassen ein Gebiet von etwa 34.000 km² und haben eine Bevölkerung von ungefähr 400.000. Sie zerfallen in die Fürstentümer Hsi-paw, Mainje, Mainkain, Taungbain und Hsein-Wi. Zu meinen Studien hatte ich mir das am weitesten nach Osten gelegene, von der Zivilisation noch am wenigsten berührte Fürstentum Hsein-Wi auserwählt.

Was die Geschichte dieser Staaten betrifft, so stellen sie nach Dr. J. N. Cushing und M. Terriede Lacouperie

¹⁾ Vortrag, gehalten in der k. k. Geographischen Gesellschaft am 19. Dezember 1911.

die Überreste des einstigen großen Tsu-, Pang-, auch Panhu-Königreiches dar, das bis ins 2. Jahrtausend v. Chr. zurückreicht. Es umfaßte in jener Zeit das ganze Südchina. Erst zu Beginn der christlichen Ära ging der ganze Norden und Osten dieses Königreiches an China verloren. Spätere Jahrhunderte brachten dem Mao-Königreiche oder dem Königreiche Hsein-Hse, wie es auch genannt wurde, ununterbrochen Kämpfe mit China und Burma, die mit wechselndem Glücke geführt wurden. Im 17. Jahrhundert drangen die Chinesen bis in das Herz dieses Staates, Mong-Mao, vor. Die östlich und nördlich davon gelegenen Teile gingen dadurch an China verloren. Von Westen wurde der Ansturm der Burmesen immer heftiger und das Land, dessen Bevölkerung unter den von Norden einfallenden Raubhorden der K'tschin und auch unter Bürgerkriegen zu leiden hatte, wurde von Burma unterworfen und tributpflichtig gemacht. Versuche, sich von diesem Tribute frei zu machen, dauerten bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Mit dem Falle von Mandalay, der Hauptstadt Oberburmas, 1885, und der Gefangennahme des letzten Königs Thibaw durch die Engländer wurden diese Staaten England tributpflichtig. England schränkte die Selbständigkeit dieser Staaten 1886 insofern ein, als es die Regierungstätigkeit der Fürsten überwachen ließ und ihnen die Gerichtsbarkeit über britische Untertanen, d. s. die im Lande wohnenden eingewanderten Burmesen und Inder entzog. Laschio, der Endpunkt der Bahn, wurde der Sitz eines Superintendenten, der mit obiger Aufgabe betraut wurde.

Früher oder später werden diese Staaten wohl in englische Kolonien umgewandelt werden. Unter den heutigen Verhältnissen wäre eine solche Umwandlung von gar keinem Vorteil für England, denn das Land bringt, abgesehen von etwas Kupfer und Antimon, das in den Bergen gefunden wird, zufolge der ungemeinen Trägheit seiner Bewohner kaum so viel hervor, als zum Lebensunterhalt derselben notwendig ist. Wenn England seine Absicht, die Bahnlinie nach Yünnan auszubauen und so den südchinesischen Handel an sich zu reißen, hätte durchführen können, so stünden die Sachen allerdings anders. Dieser Bahnbau ist an dem Widerstande des alten Fürsten von Hsein-Wi gescheitert, und die bis Laschio gelegte Strecke ist derzeit, trotz der dreimal höheren Tarife als in Indien, voll-

ständig unrentabel. Drei Züge verkehren in der Woche. Zu-
folge dieses hohen Tarifes ziehen die Karawanen vor, ihre
Güter bis an die Grenzstation von Burma, Maimyo, selbst zu
befördern. Inzwischen sind die Franzosen den Engländern
zuvorgekommen, haben die Bahn von Hanoi bis ins Herz von
Yünnan, Yünnan-Fu, eröffnet, somit einen neuen Haupt-
handelsweg geschaffen und den Haupthandel dadurch abge-
leitet. Der Ausbau der englischen Strecke dürfte daher, wenn
nicht für immer, so doch noch für lange unterbleiben.

Das Land ist Gebirgsland, etwa im Charakter unserer
Voralpen. Aus dem kultivierten Tale des Irawady östlich von
Mandalay erheben sich die ersten Berge in einer von N. nach S.
streichenden Kette zu einer Höhe von ungefähr 1200 m. Die
Bahnlinie überwindet diesen an Einschnitten armen Höhen-
zug, der nach Osten in immer höher ansteigendes Hügelland
übergeht, in Zickzacklinien (Reversing stations). Im nördlichen
Teil des Landes mit seinen bis 3000 m sich erhebenden Bergen
treten Felsbildungen ziemlich häufig zu Tage, die in ihren oft
bizarren Formen dem Lande ein seltsames Aussehen geben.
Der vorherrschende Bestandteil der Gebirge ist Kalk. Tropf-
steinhöhlen sind nicht selten. Der Boden der Täler ist roter
Laterit.

Die im Osten längs des Salwin vorgelagerte Bergkette
bewirkt, daß sämtliche Flüsse nach Westen, dem Irawady zu-
eilen. Es sind dies der Nantu mit dem Namjau und der gold-
führende Shweli (vgl. Taf. XIX, Fig. 1).

Mit Ausnahme der breiten Täler, die kultiviert sind, ist
das Land mit mehr oder minder dichtem Wald bedeckt. In den
engen Tälern und Schluchten herrscht Urwald, der ein Ein-
dringen unmöglich macht. Die wichtigsten Bestandteile dieser
Urwälder sind Bambus, Eichen, Gummi-, Teak- und indische
Feigenbäume (*Ficus bengalensis* und *religiosa*). Die beiden
letzteren erreichen oft ungeheuere Dimensionen.

Auch die Spitzen der Berge und Hügel sind dicht be-
waldet, jedoch nur in solchen Teilen des Landes, wohin das
wilde Bergvolk der K'tschin (Cachin) noch nicht gekommen.
Dieses Volk schafft sich Platz für seine Hütten und Reisfelder,
indem es den Wald einfach anzündet. Vollständig kahle Berge
und Hügel sind im Norden des Landes keine Seltenheit.

Die Abhänge, die den Übergang zu kultivierten Tälern vermitteln, zeigen Buschwald. Auch er ist eine Folge von oft gewaltig wütenden Waldbränden. Nach der Regenzeit ist auch dieser Buschwald schwer zugänglich, indem Gräser bis 6 m Höhe an allen Stellen emporschießen.

In den Tälern des Namtu und Namjau tritt der vulkanische Charakter dieser Gebiete in mehreren heißen Quellen zu Tage. Die heißen Quellen, 2 km vom Dörfchen Kounkha, 1 km südlich von der Karawanenstraße Laschio—Kunlong-Tali-fu (Yünnan) entfernt, befinden sich in einer Talvertiefung unmittelbar neben dem Namjau. Sie bilden die Form eines Halbmondes von 120 m Länge, 20—30 m Breite und haben bis $1\frac{1}{2}$ m Tiefe. Ihre Temperatur beträgt 45° C. Sie fließen beständig, haben vollkommen klares Wasser und zeigen keinen Schwefelwasserstoffgeruch. Das umgebende Gestein ist kleinblasige Lava.

Das Jahr zerfällt in eine kühle trockene Zeit, eine heiße trockene Zeit und in die Regenzeit.

Die kühle trockene Jahreszeit, die von November bis Ende Februar dauert, ist für die Eingeborenen eine unangenehme Zeit des Jahres, denn nachts frieren sie oft ganz erbärmlich. Die tiefste Temperatur, die ich an zwei Tagen im Januar fand, betrug um 7 Uhr früh $+3^{\circ}$ C., in einer Talhöhe von 819 m. Bei Tag steigt das Thermometer auf 30 — 32° C.

Im Februar brennt die schon wieder hochstehende Sonne vom wolkenlosen Himmel herab und verwandelt in wenigen Wochen das grüne Kleid der Erde in ein buntes, das immer mehr und mehr in Rotbraun übergeht.

Die leeren Felder sind um jene Zeit von zahlreichen Herden belebt, die die Überreste der Ernte abweiden. Die Flußspiegel liegen von Tag zu Tag immer tiefer. Ihr Wasser wird immer klarer, weniger.

Im April beginnt die heiße Zeit. Die Nächte sind schwül geworden und zeigen nur noch geringen Temperaturunterschied mit dem Tage. Das Thermometer steigt bis auf 47° . Die Wassermenge ist auf ein Minimum gefallen. Bäche sind vollständig ausgetrocknet. Das Vieh liegt die meiste Zeit des Tages im Schatten der Bäume. Die braunrote Erde ist rissig. Aus dem Dschungel starren viele blattlose Bäume hervor. Die Blätter des Bambus färben sich braun und fallen ab. Totenstille

herrscht über den weiten, grell beleuchteten, schattenarmen Tälern. Die Dörfer liegen den ganzen Tag wie ausgestorben da. Die Fernsicht ist von einer immer mehr und mehr sich verdichtenden Dunstsicht verhüllt. Nähere Gegenstände scheinen beständig in zitternder Bewegung sich zu befinden. Blutigrot sind die Sonnenauf- und Sonnenuntergänge. Dann fahren oft gewaltige Zyklone unter Blitz und Donner, jedoch regenlos über das ersterbende Land und reinigen wieder für kurze Zeit die Atmosphäre.

Schauerlich schöne Nächte brechen dann über das Land herein. Es ist die Zeit des „Taungya“ für die wilden K'tschin gekommen. Das Wort bedeutet „Berge reinigen“. Sobald die Sonne untergegangen, leuchten von den Bergen Feuer herab. Sie gewinnen immer mehr und mehr an Ausdehnung, bis sie sich oft viele Kilometer lang, gleich gewaltigen Feuerschlangen, über jene Höhen wälzen. Die Sterne sind von den Rauchschwaden, die von allen Gegenden herziehen, verhüllt, der Himmel ist bis zum Horizonte von düsterroter Farbe. Turmhohe Flammenkegel schlagen von Zeit zu Zeit empor, ein Funkenmeer sprüht auf, wenn krachend Baumriesen niederstürzen. Wie fernes Gewehrfeuer tönt ununterbrochen das Knattern der zerspringenden Bambusrohre herab. Dann gibt's im Dschungel ein großes Sterben. „Taungya!“

Die Sonne vermag sogar mittags die über dem Lande liegende Dunstsicht nicht mehr zu durchdringen. Als blutigrote Scheibe steht sie im Zenith. Die früher häufigen Orkane bleiben ganz aus. Kein Lüftchen regt sich. Jedes Leben scheint bereits erstorben zu sein.

Und eines Tages hat sich die Dunstsicht in wirkliche Wolken verwandelt, die die erschlafften Menschen gar nicht genug bewundern können. Und dann dauert es auch gar nicht mehr lange und der heiß herbeigesehnte Regen strömt hernieder. Wie dann alles auflebt! Man glaubt das Recken und Strecken der Bäume und Sträucher, das Wachsen der Gräser überall zu sehen. In wenigen Tagen hat sich das Rotbraun der Erde in köstliches Grün verwandelt. In den Tälern bilden sich Seen, in welchen die nacktbeinigen Menschen vergnügt herumwaten. Die Bäche und Flüsse schwellen zusehends an. Die Wege, wenn man von solchen überhaupt sprechen kann, werden bodenlos. Die Tiere sinken bis an den Bauch in die lehmige Erde ein.

Das einzige bequeme Verkehrsmittel sind in der ersten Zeit jener Periode die Flüsse. Und wenn sie dann die Wassermenge nicht mehr fassen können und aus ihren Ufern treten, dann ist bald das ganze Tal ein See. Auf ihren reißenden Wogen führen sie zahlreiche entwurzelte Bäume und zahllose Bambusstangen mit sich und machen auch den Verkehr zu Wasser wenn nicht ganz unmöglich, so doch sehr gefährlich. Dann stockt im Lande Handel und Wandel für lange Zeit.

Ein gewaltiges Blühen gibt es dann im Dschungel. Eine bunte Decke, wie sie bunter gar nicht gedacht werden kann, hat der Tropenfrühling über die feuchtheiße Erde ausgebreitet, mit unendlicher Pracht sucht er die Menschen für die grelle Eintönigkeit der langen trockenen Jahreszeit zu entschädigen.

Das Land besitzt, wie ich schon andeutete, nur in den wenigen breiten Flußtäälern größere Flächen Kulturboden. Der größte Teil dieses Kulturbodens ist dem Anbaue von Reis gewidmet. Die Urbarmachung von Waldstrecken wird, da die Hauptbevölkerung des Landes, die Schan, im allgemeinen viel zu träge sind, meistens von chinesischen Kulis besorgt. Das kleine Holz wird niedergeschlagen und verbrannt. Größere Bäume bleiben stehen. Die Erde wird notdürftig aufgehackt, geebnet und die geebneten Flächen mit ein bis zwei Fuß hohen Erdwällen umgeben, um den Abfluß des Wassers zu verhindern. Werden die Felder in ebenem Terrain angelegt, so erfordern sie nicht allzuviel Arbeit. Anders verhält es sich jedoch, wenn der Boden abschüssig ist. Dann heißt es in mühsamer Arbeit ebene Terrassen, oft nur von wenigen Metern Breite anlegen, hohe, feste Dämme bauen, die dem Druck des Wassers widerstehen (vgl. Taf. XIX, Fig. 2).

Wenn die Regenzeit gekommen, die Felder dann einige Wochen unter Wasser gestanden, etwa im Mai, wird die Erde eines in der Nähe des Hauses befindlichen Feldes mittels Holzpflug aufgekratzt und Reis hinein gesäet. Diese Saatterfelder sind zum Schutze gegen Tiere immer mit einer Umzäunung umgeben. Dort bleibt der Reis, bis er etwa fußhoch ist (Mitte Juli). Während dieser Zeit zog inzwischen der Schan täglich frühmorgens, bekleidet mit einem Hüfttuch und einem breiten Hute, unter strömendem Regen mit seinem Büffel hinaus und pflügt seine übrigen Felder, oft bis an die Hüften im schlammigen Wasser watend. Harte Zeiten sind es für den arbeits-

ungewohnten Mann und nur das Bewußtsein, daß es gilt, für das Jahr Nahrung zu schaffen, verleiht ihm die notwendige Ausdauer. Wenn auf dem Saatfelde die jungen Pflänzchen etwa fußhoch sind, werden sie ausgezogen und auf die Felder verpflanzt. Große Feste schließen immer diese Zeit ab.

Die Ernte ist nach der Regenzeit, Ende Oktober und November. Kleine Mengen geernteten Reises werden auf flachen Steinen ausgeschlagen, größere Mengen durch Büffel ausgetreten. Das Stroh wird auf hohen Gestellen aufbewahrt.

Was die anderen Nutzpflanzen anbelangt, so werden sie in eigenen umzäunten Gärten, um durch Wild und Haustiere nicht Schaden zu leiden, gepflegt. Es sind dies Ananas, Bananen, Erbsen, Bohnen, Tabak, etwas Baumwolle und Zuckerrohr. In den westlichsten Teilen der Schanstaaten wird auch ein minderwertiger Tee gepflanzt, der größtenteils in Öl eingelegt in den Handel kommt und roh verzehrt wird.

Die Viehzucht wird nur zum Zwecke der Fleisch-, Zug- und Lasttiergewinnung betrieben. Milchwirtschaft ist vollständig unbekannt. Der Schan betrachtet Milch mit Abscheu. Nie würde es ihm einfallen, sie auf seine Lippen zu bringen. Das Rind ist von derselben Rasse wie in Vorderindien, nur etwas größer. Es wird zum Ziehen der zweirädrigen Karren und als Tragtier verwendet. Die Abrichtung zum Zugtier vollzieht sich ohne die geringste Anstrengung seines faulen Besitzers. Ein Pflock mit einem Zapfen trägt eine drehbare Bambusstange. Am Ende dieser Stange sind zwei Stäbe eingeschoben, welche unten durch ein Seil geschlossen werden und das Joch bilden. Das Tier hat sich bald an die leichte Stange, die Bewegung rund um den Pflock gestattet, gewöhnt. Später wird ein Gefäß an diese Stange gehängt, dessen Gewicht durch hineingelegte Steine immer mehr vergrößert wird, bis es etwa dem Drucke der Deichsel eines beladenen Wagens entspricht. Dann wird das Tier sofort zu einem zweiten in den Wagen gespannt.

Zum Ackern der unter Wasser gesetzten Felder wird der Wasserbüffel verwendet, dessen Lieblingsaufenthalt sumpfige Teile und Schlammflächen sind. Unbeschäftigt, und das sind sie ja die meiste Zeit des Jahres, liegen diese Tiere, über und über mit Schlamm bedeckt, gleich gewaltigen Felsblöcken stundenlang bewegungslos und sind auf kurze Entfernung schon nicht mehr zu erkennen. Ungemein langsame, schwerfällige Tiere

sind es, die mit Kindern immer Freundschaft halten und selbst bei argen Neckereien die Geduld nicht verlieren.

Sowohl Rinder, Büffel als auch Ponies, die zum Reiten und Tragen verwendet werden, sind den ganzen Tag sich selbst überlassen. Die Tiere tragen meistens Glocken aus Blech oder Bambus, damit man ihren Aufenthalt auch tagsüber findet. Die Begattung vollzieht sich im Freien. Von einer Zuchtwahl ist also keine Rede. Die Kälber und Füllen werden nie von ihren Müttern getrennt, da Milch, wie schon gesagt, für den Schan wertlos ist. Geht ein Tier draußen ein, so bleibt es liegen, wo es starb. Fiel es im Hofe, so wird es hinausgeschleift. Aasgeier, Raben und Hunde räumen damit in wenigen Stunden auf.

Die Hütten der Schan sind Pfahlbauten, die in einer Höhe von $\frac{1}{2}$ —3 m über der Erde errichtet werden. Die Mehrzahl derselben ist ausschließlich aus Bambus gefertigt. Eiserne Nägel kennt der Schan nicht. Selbst die größten Balken bindet er mit Bambusstreifen zusammen.

Wenn ein Schan ein Haus bauen will, so sind die Vorbereitungen dazu eine recht umständliche Sache. Der Boden darf zunächst nur eine Farbe zeigen, d. h. er muß aus einer Erdart bestehen. Ist ein solcher Platz gefunden, so muß er sich frei von Geistern erweisen. Die Überzeugung davon verschafft sich der Schan dadurch, daß er nachts mit fünf alten Männern, von welchen jeder ein ungekochtes Reiskorn trägt, sich auf diesen Platz begibt. Dort wird von den Männern der Reis in Form eines Kreuzes auf die Erde gelegt, ein Bambusgefäß, beschwert mit einem Steine, darauf gesetzt und mit einem Tuche bedeckt. Der Hausbauer stellt dann laut die Frage: „Kann ich hier mein Haus bauen?“ Dann begibt sich die ganze Gesellschaft wieder ins Dorf. Am nächsten Morgen wird dann nachgesehen, ob sich die Reiskörner noch in ihrer Lage befinden. Wurden sie durch Würmer oder Ameisen verschoben, so wird ein anderer Patz gewählt. Weiters muß ein glückbringender Tag zum Schneiden des Bambus verwendet werden. Ein solcher Tag muß abnehmenden Mond haben, denn sonst würden die Bambusstangen, nach dem Glauben der Leute bald von Insekten zerfressen werden. Ist das Bambus geschnitten, so wird es mit der Spitze gegen den Bauplatz aus dem Dschungel getragen, damit nicht etwa ein böser Dschungelgeist mitgebracht würde. Die großen Bambusrohre werden nach Durchschlagen der

Knoten auseinander gebrochen und dienen als Bodenbelag und als Wandverkleidung. Wenn dann vom weisen Manne des Dorfes ein weiterer günstiger Tag zum Beginne des Hausbaues gefunden, wenn Opfer von Reis, Tee, Früchten und Blumen den Geistern der nächsten großen Bäume dargebracht worden sind, wird endlich damit begonnen. Ein Meter tiefe Löcher dienen zur Aufnahme der Pfosten. Die Löcher werden, wenn die Pfosten eingesetzt, nur zur Hälfte zugeschüttet. Dann ladet der Bauherr alle seine Freunde zu einem großen Betelkauen ein. Es gilt nämlich, die Geister, welche sich in den gegrabenen Löchern etwa eingenistet haben, zu vertreiben. Dies geschieht durch Betelsaft, gegen welchen Geister einen unüberwindlichen Abscheu haben sollen. Unter lauten Tönen spuckt die ganze Gesellschaft diesen blutroten Saft in die Löcher, welche dann rasch geschlossen werden.

An die Pfosten werden Querstangen gebunden, darauf der Fußboden gelegt. Die Wände werden aus gespaltenen Bambusstangen geflochten. Das Dach besteht bei den meisten Hütten aus vier Teilen. Zwei sind flach und zwei halbkegelförmig. Die Bedeckung wird von auf langen Bambusstangen geflochtenen langblättrigen Gräsern gebildet. Beide Giebelseiten des Hauses zeigen meistens Plattformen, welche zum Teil vom Dache geschützt sind. Die vordere, die den Eintritt in die Hütte vermittelt, ist gewöhnlich groß und geräumig, hat als Aufstieg eine oft nur sehr primitive Leiter und trägt in den meisten Fällen einen kleinen, hüttenförmigen Bau, der zur Aufnahme der Wassergefäße und als Opferplatz für die Nats (Geister) dient. Die hintere Plattform ist bedeutend kleiner und vermittelt den Ausgang in den Garten.

Oft sind Hütten erst in einer Höhe von drei Metern über der Erde errichtet. In solchen Fällen dient der Raum unterhalb derselben als Aufenthaltsraum für das Vieh bei Nacht und als Arbeitsplatz für häusliche Arbeiten.

Die Plattform ist der Lieblingsaufenthalt der weiblichen Bevölkerung am Abend, wenn die Schwüle des Tages gewichen. Dann finden sich Mädchen und Frauen dort ein, besprechen die Ereignisse des Tages, kritisieren ihre lieben Mitmenschen, schimpfen gelegentlich über die trägen Männer, die betelkauend und rauchend im Innern um das glosende Herdfeuer hocken.

Eine Tür zwischen Plattform und Innern gibt es nicht. Das Dach ist so nieder, daß man nur gebückt ins Innere gelangen kann.

Das Innere ist gewöhnlich durch niedere Bambuswände in mehrere Räume geteilt. Von einer Einrichtung wie Bett, Kasten, Tisch und Stühlen ist natürlich keine Rede. Das sind für den Schan unbekannte Dinge. Einige Bambusgefäße, einige Wasserflaschen und Körbchen vielleicht, einige in den Winkeln herumliegende Kleider, Decken und Matten machen das ganze Inventar aus. Der Herd, der aus einem 60—80 cm großen, quadratischen, mit Erde gefüllten Rahmen besteht, befindet sich in der Mitte. Der Rauch muß seinen Weg durch das Dach suchen. Über dem Herde befindet sich meistens ein viereckiges Bambusgitter, das als Aufbewahrungsort für etwaige Fleischvorräte dient. Der gesuchteste Platz im Hause liegt rund um den Herd. Betritt man abends eine Hütte, so trifft man immer die Leute im Kreise um denselben sitzend an.

Die hintere Plattform wird bei solchen Hütten, die kein eigenes Vorratshaus haben, als Standplatz für die Reiskörbe verwendet. Ist keine rückwärtige Plattform vorhanden, so befinden sich diese Körbe in einer Abteilung der Hütte. Die Reiskörbe, die oft eine Höhe von 2 m und einen Durchmesser von 1 m haben, sind aus Bambus geflochten und mit einer Lehm-schichte überzogen. Nur selten findet man Hütten, denen die charakteristischen Plattformen fehlen. Dann ist die Giebelseite durch Flechtwerk geschlossen und hat eine nach oben aufgeklappte Tür. Sämtliche Hütten sind von rohen Bambuszäunen umgeben. Der Eingang zum Hofe wird durch verschiebbare Bambusstangen gebildet.

Diese Hütten mit ihren luftigen Bambuswänden, mit ihren spaltenreichen, schmutzdurchlässigen Böden und ihren dichten, Regen und Wärme abhaltenden Dächern sind dem Leben der Bewohner und dem Lande auf das vortrefflichste angepaßt und ließen durch bessere sich kaum ersetzen.

Die Hütten der im Lande wohnenden Burmesen sind viel solider gebaut, haben als Wände Bambusmatten, die verschiedene Muster zeigen, jedoch nie die halbkegelförmigen Dachansätze. Sie sind luftundurchlässiger und in heißer Zeit nicht so angenehm bewohnbar. Die Hütten der brahmanischen und mohammedanischen Inder, die, den Sitten ihrer Heimat

gemäß, nur ungern Einblick in das Hausleben gestatten, schützen ihre Häuser vor den Blicken der Vorübergehenden durch hohe, sorgfältig gearbeitete Bambusumzäunung.

Bei kleinen Schandörfern liegen die Hütten zerstreut ohne jede Ordnung. Um das ganze Dörfchen ist gewöhnlich eine Bambusumzäunung oder ein weit vorteilhafterer Naturzaun aus Agaven, Kakteen und Euphorbiaarten angelegt. Letzterer, der oft eine Höhe von 5 m erreicht, ist vollständig undurchdringlich.

Von eigentlichen Wegen kann man abseits von der Karawanenroad wohl kaum sprechen. Die einzelnen Dörfer sind durch schmale Fußpfade verbunden, die gewöhnlich so schlecht sind, daß sie bei geringen Regen schon unpassierbar werden. Nur die Pfade, die zu größeren Märkten führen, sind ein wenig besser angelegt. Schluchten, Gräben und kleine Flüsse sind dann schon auf primitiven Bambusbrücken passierbar, jedoch nur für bloßfüßige Eingeborene, denn die hin und her rollenden Rohre, zwischen welchen sich oft breite Spalten befinden, bringen einen anderen gewiß zu Fall. Trag- und Reittiere betreten solche Brücken nie. Fast ebenso schlecht ist streckenweise die von Mandalay über Mamyo, Hsipaw, Laschio, Hsein-Wi nach Tali-fu (Yünnan) führende Karawanenstraße. Die Regenzeit zerwühlt die tief ausgefahrenen Geleise oft derart, daß an Stellen, wo im letzten Jahre Karren fuhren, metertiefe Rinnsale sich befinden. Dann wird immer daneben gefahren. Und so kommt es, daß man an vielen Stellen eine ganze Reihe solcher unbrauchbar gewordener Karawanenwege nebeneinander vorfindet.

Nur ein ganz minimaler Teil der Waren wird mittels zweirädriger Karren befördert. Das Terrain ist sehr uneben, oft ganz bedeutende Steigungen sind zu überwinden; an vielen Stellen ist ein Ausweichen unmöglich, das Vorwärtskommen geht daher nur langsam von statten. Die meisten Karawanen bestehen daher aus Tragtieren. Ungemein ausdauernd marschieren die oft schwer beladenen Buckelochsen und Ponies vom frühen Morgen bis nach Sonnenuntergang. Nur eine zwei- bis dreistündige Mittagsrast wird ihnen gegönnt. Das Leittier der Karawane trägt immer am Rücken in eigenem Gestell eine große Glocke, deren tiefe Töne recht anheimelnd durch die Dschungeln klingen. Der Sattel der Tragtiere, der aus drei

H-förmigen Holzteilen besteht, ist sehr primitiv, erweist sich aber als sehr praktisch, da ein Abrutschen selbst im schlechtesten Terrain nur selten vorkommt. Waren, die sehr rasch an Ort und Stelle geschafft werden sollen, werden von chinesischen Kulis befördert.

Die Zahl der Karawanen, die die Hauptstadt jener Staaten in trockener Jahreszeit passieren, dürfte 10—15 im Tage ausmachen. Der Handel ist also ein ganz bedeutender, soll jedoch früher, vor Eröffnung der französischen Eisenbahnstrecke nach Yünnan, viel größer gewesen sein. Eingeführt werden von Yünnan Reis, Häute, Teppiche, Opium, Schmiedewaren und yünnanesische Ponies. Nach Yünnan im Durchzugsverkehr gehen Leinen- und Baumwollwaren, europäische Galanteriewaren, Leder, burmesische Seide, Wellblech u. dgl.

Die Bevölkerung des Landes ist, mit Ausnahme der wenigen semitischen und arischen Inder, mongolischer Abstammung. Sie zerfällt in viele Stämme, von welchen jeder eigene Sprache, eigene Religion, eigene Lebensanschauung, eigene Sitten und Gebräuche zeigt. Die wichtigsten dieser Stämme sind: die Schan, Palauung, K'tschin (Cachins), Myan, Lowas, Wahs, Burmesen und Chinesen.

Die Schan oder, wie sie selbst sich nennen, die Tai, auch Tain, bewohnen die Täler und Niederungen. Sie sind ein seßhaftes Volk mit nur geringen Bedürfnissen, welche von Ackerbau, etwas Viehzucht und der Jagd vollständig befriedigt werden. Ihre Sprache gehört zu den einsilbigen und ähnelt der chinesischen.

Die Durchschnittsgröße der Menschen beträgt etwa 160 cm. Das Gesicht ist meistens breit und hat mäßig vorstehende Wangenknochen. Die Nase ist breit, kurz und gerade. Die Augen sind wenig schiefstehend. Die Haare sind immer schwarz. Beide Geschlechter tragen sie lang, in einem Knoten über dem Scheitel gebunden. Sie sind ein Gegenstand besonderer Pflege. Wöchentlich mehrmals werden sie gewaschen, sorgfältig mit hölzernen Kämmen gekämmt und dann mit Kokosöl, in welches kleinblütige, wohlriechende Orchideen eingelegt wurden, eingeölt. Frauen und Männer tragen um den Kopf einen seidenen Turban. Die Mädchen gehen oft ohne Turban und haben dann immer Blumen im Haar. Die Ohren sind anliegend und haben ein großes Lappchen. Dieses wird

in der Jugend durchlocht, das Loch durch gerollte Blätter oder Papier, später durch Holzplöckchen immer mehr erweitert, bis oft nur noch eine dünne Hautschnur dasselbe zusammenhält. In dieses gewaltige Läppchenloch kommt nur in sehr seltenen Fällen Schmuck. Oft wird es zum Tragen der großen Schanzigarren benützt. Die Hautfarbe sowohl bei Männern als auch bei Frauen ist viel heller wie bei den Burmesen, etwas weißer wie bei den Chinesen.

Junge Mädchen, welche in ihrer Schönheit selbst verwöhnte europäische Augen befriedigen würden, sind keine Seltenheit und häufiger als in Vorderindien zu finden. Selbst rosige Wangen fehlen ihnen nicht. Leider ist diese Schönheit nur von kurzer Dauer, denn ein Haupterfordernis derselben, jedoch nur nach unseren Begriffen, geht bald verloren. Ich meine die weißen Zähne. Die Schan sagen: „Weiße Zähne haben Hunde, nur schwarze Zähne sind schön.“ Das Streben aller ist also darauf gerichtet, dieses Schönheitsattribut so bald als möglich zu erhalten. Erworben wird es durch das Betelkauen. Im Kindesalter wird bei beiden Geschlechtern damit begonnen. Der Betelkasten und in vornehmen Familien der Spucktopf sind die gebräuchtesten Dinge im Schanhaushalte. Ersterer enthält mehrere, oft prächtig aus Silber gearbeitete Dosen, in welchen sich die Ingredienzien zum Betelkauen befinden. Es sind dies grüne Blätter der Betelpflanze (Pu), Nüsse der Arekapalme (Mamu), fein geschnittener Tabak (Ja-om), weißer oder roter gelöschter Kalk (Tun) und Rohzucker aus Zuckerrohr (Dschagry). Auf ein Betelblatt wird von sämtlichen Beigaben eine kleine Portion gelegt, eingewickelt, dann in den Mund gesteckt und gekaut. Der sich bildende blutrote Saft färbt Lippen und Zähne anfangs rot. Später nehmen die Zähne eine schwarze Farbe an.

Der Bartwuchs ist bei den Männern nur sehr spärlich. Die wenigen sich zeigenden Haare werden in den meisten Fällen mittels kleiner Zangen ausgezupft.

Was die Schanfürsten betrifft, so sind die charakteristischen Merkmale der Schanbevölkerung nur zum Teil in ihnen zu finden, denn sie nehmen oft burmesische und chinesische Mädchenschönheiten zu Frauen, sind also Mischlinge (vgl. Taf. XX, Fig. 3).

Alle Schan sind tätowiert. Sobald der Schanjunge diese schmerzliche Operation vorüber hat, wird er als mannbar anerkannt. Mutige Jungen unterwerfen sich bereits mit 12 Jahren den Nadeln des Tätowiermeisters, die meisten jedoch erst mit 14 Jahren. Es ist durchaus keine Pflicht, sich tätowieren zu lassen, doch wäre es einem nicht Tätowierten unmöglich, die Liebe eines Schanmädchens zu erringen. Mit der Schönheit, Mannigfaltigkeit und Menge der Figuren und des dadurch gewährleisteten Mutes steigt sein Anwert in den Augen der Schönen. Dieser Schmuck erstreckt sich nicht wie bei den Burmesen bloß auf die Oberschenkel, sondern reicht bei den Schan mindestens von den Knien bis zu den Hüften. Tapfere Männer haben auch die Unterschenkel, die Brust, den Rücken und die Arme geschmückt, die Tapfersten auch das Gesicht. Die tätowierten Figuren, welche auf den Schenkeln Katzen, Tiger, Schweine und Affen darstellen, sind, jede einzelne, von einer Bordüre umgeben. Gegen die Hüften ist die Tätowierung meistens von einem Kranze Haudahs (Traggestelle) oder auch Pagoden tragender Elephanten abgeschlossen. Die in Felder getheilten Rückendecken der Tiere weisen dann immer Buchstaben auf, welche die Anfangsworte von bestimmten Gebeten andeuten. Die Tätowierung über der Hüftbordüre verläuft dann vollständig unsymmetrisch und besteht neben einzelnen Tierfiguren aus in Felder getheilten Quadraten, welche die in roter Farbe tätowierten Anfangsbuchstaben der Gesetze Buddhas enthalten. Die Tätowierung des Gesichtes besteht nur aus mehr oder weniger zahlreichen liegenden Kreuzchen in blauer oder roter Farbe.

Der Tätowiermeister tätowiert einen Jüngling von den Knien bis zur Hüfte in 2—6 Stunden und erhält als Zahlung 1—3 Rupien. Die Figuren zeichnet er sich mit Kohle nur selten vor. Die Stiche werden mit einer oder mit mehreren vereinigten Nadeln ausgeführt. Die Wunde wird zur Erzeugung der blauen Farbe mit Ruß eingerieben. Zur leichteren Ertragung der Schmerzen erhalten die Knaben meistens eine Portion Opium. Die schlimmsten Tage sollen für den Neugeschmückten die ersten drei sein, an welchen sich unerträgliches Jucken einstellt. Während dieser Tage halten sich seine Kameraden beständig in seiner Nähe auf, um ihn am Kratzen zu verhindern.

Mädchen sind nur sehr selten tätowiert und dann besteht diese Tätowierung immer nur aus wenigen Zeichen, die sie sich in den Tagen der ersten Liebe auf einem Arme beibringen lassen.

Ungemein zahlreich sind die Zaubermittel, welche die Schan gegen Krankheit, gegen böse Geister und gegen Verwundung im Kampfe und auf der Jagd sichern. Der Glaube an diese Zaubermittel ist so felsenfest, daß z. B. ein gegen Verwundung gesicherter Schan einem Ungläubigen ruhig sein Messer in die Hand drückt mit der Aufforderung, ihn zu stechen. Die Unmöglichkeit, diesem Wunsche nachzukommen, faßt er natürlich als Wirkung seiner Zaubermittel auf. Zaubermittel gegen Krankheit bestehen in Tätowierung von bestimmten Zeichen auf der Brust und am Rücken. Zauber gegen böse Geister sind Drahtspiralen von 1 cm Durchmesser aus Gold oder Silber, Zauber gegen Hieb-, Stich- und Schußverletzungen kleine, 8—10 mm Durchmesser zeigende Gold- oder Silberplättchen.

Die beiden letzteren Zaubermittel, also Drahtspiralen und Plättchen, werden unter der Haut getragen. Die eine Seite der Plättchen (Se) zeigt eine Gestalt neben einem Tiere. Es soll Gautama sein. Die andere Seite trägt die Silben „Ma Do Pa Na“. Es sind dies Silben ohne jeden Sinn, welche die Anfangsworte eines Gebotes Gautamas andeuten sollen. Zur Anbringung solcher Zaubermittel sind nur wenige Tätowiermeister befähigt.

Der Vorgang bei der Anbringung solcher Zaubermittel ist ein umständlicher, nimmt oft viele Wochen in Anspruch und die Wirksamkeit des Zaubermittels hängt von der genauen Befolgung der vom Operateur gegebenen Vorschriften ab. Der zu Operierende hat tagelang, möglichst im geheimen, die Paya, also die Gebetsräume in irgend einem Kloster aufzusuchen. Dort hat er viele Stunden lang sich der Meditation zu ergeben, seine Gedanken von allem Weltlichen fernzuhalten und zu bitten und immer wieder zu bitten, daß das, was die Medizin (Zaubermittel) bezweckt, so gelten soll wie die Gesetze Buddhas. Also eine Art Autosuggestion. Diese täglichen Wanderungen zur Paya dauern so lange, bis der Operateur einen Tag als besonders günstig für die Anbringung bezeichnet. Unter geheimnisvollen Gesängen, Gebeten und Zaubersprüchen wird dann die mit zwei Fingern in die Höhe gezogene Haut der Arme, der

Brust, des Kinns, der Wange oder der Stirne mit einem Messer durchstochen, die Spiralen oder die Plättchen darunter geschoben und eine einfache Binde darüber gelegt. Der Heilungsprozeß vollzieht sich sehr rasch. An der Stelle, wo das Zaubermittel sich befindet, bildet sich ein Höcker, der bei silbernem Inhalte sich schwarz färbt, bei Gold die Hautfarbe beibehält. Auch gegen Verwundung durch wilde Tiere soll das Zaubermittel schützen, indem es durch Schmerzen anzeigt, daß diese oder jene Wege bei Wanderungen gefährlich sind.

Was die Kleidung anbelangt, so ist der Unterschied derselben bei den Geschlechtern der ärmeren Klassen ein sehr geringer. Beide Geschlechter tragen als Hülle des Oberkörpers ein loses Jäckchen von weißer oder schwarzer Farbe, dessen Knöpfe und Knopflöcher durch mit Querholz versehene Schnüre und Schlingen ersetzt sind. Als Hülle des Unterkörpers dient ein 1—1½ m langes Tuch, welches durch einen Knoten oberhalb der Hüfte festgehalten wird. Beim männlichen Geschlechte ist letztere Hülle oft auch genäht und hat dann entweder die Form eines Sackes, dessen Ecken zum Durchstecken der Beine abgeschnitten wurden, oder die Form von Hosen, wie sie die hannakischen Landarbeiter tragen. Vornehme Schan tragen über dem Jäckchen noch einen wattierten weiten Rock, den „Gumboa“, dessen vorderer Rand Pelzwerk trägt. Am Kopfe haben beide Geschlechter einen Turban, der fast immer aus farbiger Seide besteht. Auf dem Turban tragen sie außerhalb des Hauses Hüte, von welchen man drei Formen findet: eine flach kegelförmige Art, aus fein gespaltenem Bambus geflochten, wird von Männern und Frauen getragen, ein flach kegelförmiger Hut mit spitzkegeligem Aufsatz, aus Bambushüllen genäht, der nur von Frauen getragen wird, und ein breiter Schlapphut aus Strohgeflecht, welchen nur Männer aufsetzen.

Das Fehlen der Schuhbekleidung hält mit dem Vorhandensein derselben die Wage. Diese Schuhbekleidung besteht bei den ärmeren Klassen aus Bambusfaser-Sandalen, bei den besseren Klassen aus absatzlosen ledernen Halbschuhen mit aufwärts gebogener Spitze.

Von dieser nun beschriebenen Tracht machen einige Zweige der Schan eine Ausnahme. Im äußersten Norden der Staaten wohnen die Tai-Namkhan oder die Namkhan-Schan. Die Tracht des weiblichen Geschlechtes differiert vom vorhin

Gesagten durch die lose aufliegenden Kopfhüllen und durch eine Art Schürze. Beide Kleidungsstücke sind oft auf das prächtigste mit Gold- und Silberfäden gestickt. An der chinesischen Grenze wohnen die Tai-Hkawn oder die Hkawn-Schan, deren Schürze ebenfalls Gold- und Silberfädenstickerei aufweist. Die Kopfhülle ist zum Unterschied von den Namkhan-Schan wieder ein festgewundener, hoher Turban.

Das Schamgefühl ist bei beiden Geschlechtern entwickelt, wenn auch bei dem männlichen nicht so stark. Vor dem Hause badende Frauen und Mädchen schützen sich vor den Blicken der Vorübergehenden durch Niederkauern und Kreuzen der Arme über den Knien.

Bewaffnet sind die Schan mit Messern von Spann- bis Meterlänge. Die Messer sind schwach gebogen, haben die Schneide an der konvexen Seite. Scheide und Griff sind meistens aus Bambus. Die einzelnen Teile werden durch zierlich geflochtene Bambusringe zusammengehalten. Silberne Griffe und Scheiden sind sehr selten.

Auf der Jagd verwenden sie Bogen und Armbrust. Der aus Bambus angefertigte Bogen hat als Sehne einen in der Mitte gespaltenen Bambusstreifen, dessen beide Teile durch eingeflochtene Querstäbchen auf eine Entfernung von 1 dm auseinander gehalten werden. Mit diesem Bogen schießen sie Stein- und Lehmkugeln. Verwendet wird er nur zur Jagd auf Vögel. Das Zielen erfolgt rein nach dem Gefühl.

Die Armbrüste sind von verschiedener Länge und Stärke. Eine Bogenlänge von 2 m ist keine Seltenheit. Die Pfeile sind aus hartem, schwerem Holze, meistens stumpf, selten haben sie eine vierkantige Holzspitze angesetzt. Letztere ist dann meistens vergiftet. Als Gift verwenden sie die Galle des Pfauhahnes gemischt mit einer Pflanzensäure (Maulbeerbaum). Die Befiederung wird durch ein dreieckig zusammengefaltetes Schilf- oder Bambusblatt, welches in das gespaltene Pfeilende eingeschoben wird, gebildet.

Speere sind selten. Sie haben zweischneidige Eisenspitzen und einen 2—3 m langen Bambusschaft.

Verhältnismäßig selten sind Feuerwaffen zu finden. Dieselben sind immer Feuersteingewehre, die in China erzeugt und eingeführt wurden. Geschossen wird mit gehacktem Blei, dessen Kanten durch Klopfen mit dem Messer etwas abgerundet

werden. Die Treffsicherheit mit solchen Gewehren ist eine geringe.

Die Jagd wird meistens nur als Einzeljagd betrieben. Da der Schan im allgemeinen als sehr träge bezeichnet werden kann, so fällt es ihm auch auf der Jagd nicht ein, sich besondere Strapazen aufzuerlegen. Versehen mit einigen Reiskugeln, etwas Mapjit (kleine Paprikaschoten) und vielleicht einigen getrockneten Fleischschnitten setzt er sich an irgend einem günstigen Platze nieder und wartet auf das Wild. Nicht stundenlang — seine Geduld geht beim Müßigsein nie aus — sondern tagelang kann er sitzen, bis endlich ein Wild in den Bereich seiner Waffen kommt. Treibjagden werden nur von Fürsten und Häuptlingen veranstaltet. Die Treiber, versehen mit einem Stocke, treiben durch Schläge auf dürre Bambusstämme und durch Schreien „hou-hou“ das Wild auf den Jäger zu. Hunde werden selten verwendet. Als Fanggerät für Wild benützt man gespaltene elastische Bambusstangen, die, zur Erde gebogen und mit einer Bambusschlinge versehen, an passenden Orten aufgestellt werden. Das passierende Wild wird durch die emporschnellende Stange stranguliert. Das Land ist in einigen Teilen sehr wildreich. Von größeren Tieren kommen vor: Elefant, Nashorn, Tiger, Leoparden, Bären, Schweine, größere und kleinere Antilopenarten. Besonders zahlreich sind die Leoparden. Dieser Katze ist es zuzuschreiben, daß in jenen Ländern weder Ziegen noch Schafe gehalten werden.

Der größte Teil des getöteten Wildes wird von den Jägern und seinen Angehörigen gleich verzehrt. Das übrige wird entweder in der Sonne getrocknet, über der Feuerstelle etwas geräuchert oder meistens klein gehackt, mit Salz, Gewürzen und gekochtem Reis vermischt, in Bananenblätter gewickelt, den nächsten Tag roh selbst verzehrt oder auf den Markt gebracht.

Das Leben der Schan verläuft im allgemeinen recht ruhig. Nahrungssorgen sind wohl allen fremd. Der Mangel an solchen mag auch die Ursache sein, daß besonders die Männer sehr träge sind. Mit Ausnahme der Saat- und Erntezeit ist ihr Leben dem Vergnügen und dem süßen Nichtstun gewidmet.

Der Frau ist alles aufgebürdet. Sie muß das Haus reinigen, Wäsche waschen, Wasser holen, Brennholz besorgen, sich um Nahrung kümmern, Reis stampfen, Weben, Kinder beaufsichtigen, muß von ihr erzeugte Produkte

und überschüssige Früchte auf den Markt tragen und verkaufen usw., kurz sie ist vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt. Ihr Tagewerk beginnt sie mit dem Enthülsen des für diesen Tag gebrauchten Reises. Dieses wird entweder durch Stampfen in einem Holzmörser mit den Händen besorgt oder durch Treten auf einen ungleicharmigen Hebel, dessen langes Ende die Mörserkeule trägt, bewerkstelligt. Ist fließendes Wasser vorhanden, so besorgt es dieses, indem es durch sein Gewicht obigen Hebel betätigt.

Die Hauptnahrung bildet Reis. Derselbe wird in bodenlosen Bambustöpfen, welche als Einlage das Fruchtgehäuse der „Luffa“ erhalten, über tönernem Geschirre gedämpft. Wasser (Tee) wird meistens in grünen Bambusrohren zum Sieden gebracht. Sämtliche Speisen werden ungemein scharf gewürzt gegessen. Als Würze dienen die Samen einer überall wachsenden Paprikaschote (Tschilli, Ma-pjit).

Alles raucht, Männer, Weiber und Kinder. Die Zigarren enthalten die würfelförmig geschnittenen Wurzeln und Stengel des Tabaks und haben als Deckblatt entweder ein Tabaksblatt oder die Asthülle vom Bambus.

Die Männer lieben die Geselligkeit. Gesellschaft finden sie immer auf dem Markte. Jeden fünften Tag wird ein solcher abgehalten. Nachbardörfer haben nie an demselben Tag Markt. Das Leben der Herren der Schöpfung besteht nun darin, jeden Tag auf einen solchen Markt zu wandern. Dort treffen sich dann die Bekannten und trinken unter Austausch der Neuigkeiten ihren ungesüßten, meistens gesalzenen Tee. Ein- und Verkäufe, Tauschgeschäfte müssen ihre Frauen und Mädchen besorgen, wie überhaupt der meiste Handel in den Händen der Frauen und Mädchen ruht. Mit einer Geduld, die zu bewundern ist, sitzen diese oft jungen Geschöpfe den ganzen Tag lang bei ihren Waren und warten auf Käufer (vgl. XX, Fig. 4).

Die Waren werden in Körben auf den Markt gebracht, von welchen jede Person zwei an einer Bambusstange auf der Schulter trägt. Die Männer helfen nur dann tragen, wenn die Lasten vom weiblichen Geschlechte nicht fortgebracht werden können. Ein seltsames Bild geben solche zu Markt ziehende Schan. Sie gehen immer im Gänsemarsch. Durch das Gehen auf den sehr schmalen Fußpfaden im Dschungel ist ihnen diese Marschordnung so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie

selbst auf breiten Wegen und in der Ebene von dieser Gewohnheit nicht abweichen.

Die Schan sind ihrer Religion nach Buddhisten. Man kann sie in drei Gruppen teilen:

1. Tona. Sie befolgen die Gesetze Gautamas ungefähr wie die Burmesen.

2. Yon. Sie sind korrupte Buddhisten, etwa wie die Siamesen.

3. Tschotih. Diese nehmen es mit den Geboten Gautamas am ernstesten. Sie töten kein lebendes Wesen und essen auch kein Fleisch.

Diese drei Gruppen wohnen untereinander.

Jeder Ort hat sein Kloster. Während sie in Dörfern oft von anderen Hütten kaum zu unterscheiden sind (vgl. Taf. XXI, Fig. 5), sind es in Städten oft recht prächtige Gebäude (vgl. Taf. XXI, Fig. 6). Sie enthalten Wohnräume für die Mönche, einen Andachtsraum und einen Schlafräum für Wanderer. Die Andachtsräume, welche mit Gold- und Silberschmuck und Spiegelmosaik immer auf das blendendste ausgeschmückt sind, weisen eine große Anzahl Buddhastatuen in allen Größen, Formen und Farben auf. Vor diesen Statuen befinden sich Opfertische, welche die Opfergaben, die hauptsächlich aus Kerzen, Räucherstäbchen, Papierfähnchen und Blumen bestehen, aufnehmen. Beter gibt es beständig in diesen Gebetsräumen. Die Gebetsformel ist bei allen Betern dieselbe. Es ist das alte, von Vorderindien herüber gekommene Paligebet. Mit Opfergaben in den Händen treten diese Beter, nachdem sie sich draußen der Schuhe entledigt, ein, kauern sich vor den Buddhagestalten nieder und beten: „Augatha (dreimal, Anrufswort). Ich bete an Gautama, die Gebote und die Gemeinschaft der Mönche, diese drei köstlichen Dinge, indem ich die gefalteten Hände vor die Stirne halte. Ich zolle Ehrfurcht, gebe Opfer und mit frommem Blicke beuge ich mich nieder. Machet mich frei von den vier Arten der Hölle, von den drei großen Gefahren, von den acht kleinen Gefahren und von den fünf Feinden, die über mir schweben. Und am Ende, wenn die letzte Existenz für mich gekommen, lasset mich eingehen nach Ne'ban (Nirwana).“

Neben den Klöstern befinden sich in größeren Orten immer mehr oder weniger zahlreiche Pagoden. Es sind dies kegelförmige

Bauwerke, zu deren Füßen löwenartige Ungetüme Wache halten. Die Spitze ziert ein schirmartiger Aufsatz, oft aus Gold mit Edelsteinen besetzt, das „Hti“. Der untere Rand dieses „Hti“ trägt zahlreiche goldene Glocken und Goldplättchen, welche, vom Winde bewegt, ein ungemein anziehendes Klingen verursachen. Zum Unterschied der Pagoden in Burma sind diese Pagoden viel skulpturenreicher und zeigen Darstellungen der verschiedenen Nats (Geister).

Ähnlich wie in Burma muß jeder Schan wenigstens für kurze Zeit „Pondschi“, d. h. Mönch, gewesen sein. Erst von diesem Zeitpunkt an kann er gute Taten sammeln, die ihm im nächsten Dasein angerechnet werden. Während seines Mönchseins wird er mit den Lehren und Geboten Buddhas bekannt gemacht, lernt oft auch Lesen und Schreiben. Er trägt ein gelbes Gewand und ist mit seinem Lebensunterhalt auf das angewiesen, was die Gläubigen spenden. Morgens ziehen die jungen Mönche mit Körben, Krügen und einem Gong versehen durch die Straßen. Bei dem Ertönen des letzteren bringen die Bewohner ihre Gaben aus den Häusern. Der Mönch bittet weder, noch dankt er für Gegebenes. Im allgemeinen führen diese Pondschis jedoch ein bedeutend freieres Leben als in Burma. Sie schwatzen auf der Straße, rauchen und nehmen auch Geldgeschenke, was alles in Burma nicht erlaubt ist. Auch Nonnen gibt es. Sie haben geschorenen Kopf, tragen ein weißes Kleid und besorgen das Reinigen der Klöster. Jeder Mönch kann ganz nach Belieben wieder ins bürgerliche Leben zurückkehren.

Der Eintritt ins Kloster kann zu jeder Zeit des Jahres erfolgen. Im März eines jeden Jahres wird ein großes religiöses Fest, das „Puellongtsi“, abgehalten, welches 10—14 Tage dauert (vgl. Taf. XXII, Fig. 7). Während dieses Festes erfolgt die Aufnahme der Söhne der Vornehmen ins Kloster. Zugleich ist es aber auch jene Zeit, in welcher dem Kloster die meisten Opfergaben dargebracht werden. Die Großen des Reiches lassen dann mächtige Pagoden aus Bambus und Papier errichten, welche oft eine Höhe von 25—30 m erreichen, mit Glocken und Metallplättchen behängt sind und beim Festzuge herumgetragen werden. Je reicher der Mann, desto prächtiger sind auch jene Türme aufgeputzt. Auf anderen Traggestellen werden Buddha-Statuen, die dem Kloster gewidmet werden, geschmückt. Be-

laden sind diese Gestelle außerdem mit anderen Opfergaben wie Schirmen, Fächern, Kleidern, Gongs, zierlich gearbeiteten Körben, Nahrung, kurz mit allen Dingen, deren die Mönche bedürfen.

Ungemein bunt und malerisch ist die tausendköpfige Menge der Festteilnehmer. Alle Großen des Landes sind anwesend. Die Zahl der vergoldeten Sonnenschirme, die neben ihnen getragen werden, zeigen ihren Rang an. Der Festzug beginnt beim Palaste des Fürsten und bewegt sich gegen das Kloster. Böllerschüsse künden den Beginn an. Eingeleitet wird er von den Fahnen- und Standartenträgern. Dann folgen Musikanten und Tänzer. An diese schließen sich die Großen des Landes an, welchen wieder die Tragbahren mit den Opfergaben folgen. Den Mittelpunkt des Festzuges bildet der alte Fürst mit seinen 12 Schirmen. Beim Kloster angelangt, begibt sich der Saupa (Fürst) für kurze Zeit in den Andachtsraum, verrichtet dort ein Gebet und besteigt dann eine hohe Tribüne, um sich den zweiten Teil des Festzuges, der um das Kloster und die Pagoden zieht, anzusehen. Unbeschreiblich ist die Freude und der Jubel der Massen. Der größte Teil ahmt die Tanzbewegungen der Tänzer nach. Auch die gewaltigen Türme, deren erschreckendes Schwanken oft das Herz stille stehen läßt, scheinen sich an dem Tanze zu beteiligen. Dazu das jauchzende Schreien der Menge. Auf den mit einem Dach versehenen Tragbahren befinden sich die mit einer Krone geschmückten Novizen. Das Gedränge und Getriebe ist um solche Bahren am größten. Vor jeder derselben ziehen Musikanten und Tänzer. Die Insassen werden mit Blumen überschüttet. Still lächelnd schlagen dieselben mit seidenen Tüchern beständig vor sich hin, als wollten sie die auf sie eindringenden Freuden der Außenwelt, denen sie nun entsagen müssen, abwehren. Diese Festzüge wiederholen sich alle Tage, bis sämtliche Einzukleidende abgefertigt sind.

Die Schan begraben ihre Toten. Eigene, irgendwie begrenzte Begräbnisplätze sind nie vorhanden. Jeder Platz außerhalb der Ansiedlung kann dazu verwendet werden. Auf der Reise Gestorbene werden ohneweiters an der Wegseite eingegraben. Einige Bambusstäbe, der Rückenkorb und der etwaige Hut des Toten bezeichnen jene Stellen. Die Leiche vornehmer Schan wird auf einer Bahre, welche mit einem hohen, pagodenähnlichen Turme versehen ist, hinausgetragen, das Grab mit

einer rohen Bambusumzäunung umgeben. Der Turm wird neben dem Grabe umgeworfen und bleibt dort liegen. Über dem Grabe eines Fürsten wird ein kleines, pagodenähnliches Bauwerk aus Ziegeln errichtet. Dasselbe zerfällt, da es nie gepflegt wird, sehr bald.

Die Leichen der Mönche werden verbrannt. Stirbt ein Mönch, so wird die Leiche in einen aus einem Baumstamm gehauenen Sarg gelegt, der dann entweder mit Honig oder ungelöschtem Kalke gefüllt wird. Dann wird ein Pondschi-Byan, eine Mönchsverbrennung, ausgeschrieben. Gaben zur Bestreitung der Festlichkeiten fließen aus allen Teilen des Landes zu. Bis eine hinreichende Summe vorhanden, was oft Monate dauert, bleibt die Leiche im Kloster. Dann wird aus Bambus und Papier wieder ein Turm gebaut, auf welchen der Sarg hinaufgebunden wird. Dieser Turm trägt unten rohe, aus Baumstämmen verfertigte Räder und an jeder Seite zwei 100—200 m lange Bambusseile. Von allen Seiten strömen wieder Tausende herbei. Zahllose Hütten, Verkaufsbuden, Teehäuser, Opium- und Spielhöhlen wachsen über Nacht im Dschungel empor. Täglich, vormittags und abends, beginnt dann ein seltsames Schauspiel. Die Volksmengen begeben sich auf den freien Platz, ergreifen die Seile und dann beginnt ein Wettziehen unter ohrenbetäubendem Geschrei. Endlos ist der Jubel, wenn es wieder gelungen ist, den Turm mit der Leiche über eine der zahlreichen Unebenheiten hinwegzuzerren. Das Glück ist bald dieser, bald jener Partei hold. Während der 10—14 Tage ist dieses Wettziehen eine Quelle von viel Freuden für die Massen. Am letzten Abend des Festes wird der Turm gegen einen zweiten massiveren gezogen, dort demoliert und der schwere, mit Gold- und Silberpapier geschmückte Sarg herabgehoben und auf den neuen Turm hinaufgezogen. Oben wird der Deckel aufgesprengt, der Sarg umgestürzt, so daß die Leiche bloß liegt, das ganze mit Öl übergossen und angezündet.

Die Musikinstrumente der Schan bestehen aus einer großen Trommel, einem großen und einem kleinen Gong und aus Tschinellen. Diese Instrumente werden im $\frac{4}{4}$ -Takte geschlagen. Diese Musik spielt nur als Einleitung für sehr selten zu hörende Gesänge und als Begleitung beim Tanze. Die Pointe des Gesanges klingt immer in ein langgezogenes „ng“ aus. Getanzt wird leidenschaftlich gern. Die Tänzer tragen nur ein Hüft-

tuch (vgl. Taf. XXII, Fig. 8). Der Beginn des Tanzes hat entschieden etwas Mystisches in sich. Im Kreise angeordnet, beginnen bei den Klängen der Musik die sonderbaren, sehr langsamen Bewegungen. Kein Körperteil bleibt den Bruchteil einer Sekunde in Ruhe. Die gegen Himmel empor gehaltenen Arme scheinen aus der Luft ein Etwas herabzuholen. Unter Biegen und Drehen des ganzen Körpers trachtet der Tänzer sich in dieses Etwas einzuhüllen, in immer näheren Kontakt mit seinem Körper zu bringen. Während die eine Hälfte seines Körpers noch beständig diese Annäherung zu vervollkommen scheint, beginnt die andere Hälfte bereits mit der Auflösung des ganzen Aktes. Im Zentrum haben sich inzwischen zwei Tänzer vollständig ineinander verflochten. Auch in diesem Stadium dauern die mystischen einhüllenden Bewegungen, das Biegen und Drehen fort. Ein starker Schlag auf der Trommel gibt das Ende eines Teiles des Tanzes kund. Tänzer sowohl als auch Publikum brechen dann in Beifallgeschrei aus.

Von den Krankheiten sind Malaria, Dysenterie, Gonorrhoe und Blattern ziemlich häufig zu treffen. Die Krankheiten werden immer dem Einfluß einer Nat zugeschrieben. Auch der Aussatz ist nicht selten. Von der Ansteckungsgefahr dieser Krankheit ist nicht das geringste bekannt. Ich fand einen Aussätzigen in einer Marktbude der Hauptstadt wohnend vor. Derselbe pflegte sogar Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte.

Der Opiumhandel ist frei. Ein Viss, d. i. $\frac{5}{4}$ kg, kostet im Lande K 56.—. Dasselbe Quantum kostet in Burma, von der englischen Regierung bezogen, K 112.—. Die englische Regierung verkauft jedoch nur Opium an lizenzierte Raucher. Lizenz zum Rauchen besitzen nur alte Raucher. Neue Lizenzen werden nicht mehr ausgegeben. Lizenzierte Raucher bekommen wöchentlich drei Tola, d. i. für etwa K 5.— Opium. Sie konsumieren jedoch mehr und da außerdem die Zahl der nicht Lizenzierten eine sehr große ist, so besteht zwischen den Schanstaaten und Burma ein lebhafter Opiumsmuggel. Für 35 Rupien Opium wird in Burma von Privatpersonen bis 300 Rupien gezahlt. $\frac{1}{5}$ der Schan, $\frac{3}{5}$ der K'tschin, $\frac{4}{5}$ der Chinesen sind in den Schanstaaten Opiumraucher.

Opiumhöhlen werden nur bei Festen errichtet. Jeder kann dem Genusse fröhnen, wo und wann es ihm beliebt. Meistens wird dazu die Zeit des Abends und die erste Hälfte der Nacht

benützt. Oft rührend ist es dann zu sehen, wenn in den Rasthäusern der Karawanen die Vorbereitungen zu jenem Genusse vor sich gehen. Die wildesten und rohesten Gesellen überfliegt dann beim Einbrechen der Dunkelheit ein Lächeln, das an Kinder erinnert. Aller Lärm, alles Zanken und Streiten verstummt. Leise mit glücklichem Gesichte vor sich hinmurmend, beginnt ein Tun, wie man es sonst nur in Kinderstuben sieht. Alles ist beschäftigt, sich nach Art der Kinder ein Häuschen zu bauen, einen von allen Seiten durch Gepäcksstücke und Decken geschützten Winkel herzurichten, in welchem er mit seinen Gedanken ganz allein, ungesehen von den Nebenliegenden weilen kann. Umständlich wischt er seine Pfeife und den Glassturz seines Lämpchens ab und verfällt dabei schon oft in glückliches Sinnen. Es ist fast, als wollte jeder den Genuß durch langes Hinausziehen verzehnfachen. Dann flammt ein Lämpchen nach dem andern auf. Die Gestalten legen sich bequem auf die Seite. Geschäftige Hände beginnen das immer wieder über die Lampe gehaltene Opiumkugelchen zu formen und zu kneten. Die anfangs zögernden Bewegungen werden immer rascher, ungeduldiger, die Augen immer gieriger. Kaum ist das Kugelchen auf der Pfeife, steckt die Pfeife schon im Munde; kochend flammt das Opium über dem Lämpchen auf und glücklich lächelnd zieht er die himmlische Gabe in die Lungen. Nach 4—5 Zügen ist das Opium verbrannt und der Vorgang wiederholt sich von neuem. Und wenn dann der süße Rauch das Rasthaus durchzieht, dann sind die Rauchenden gar nicht mehr zu erkennen. Aus einer Schar trotziger, roher Menschen ist ein Häuflein Kinder geworden. Überall ertönt leises Singen und Summen, oft glückliches Lachen. Sie spielen und scherzen mit den guten Nats, den guten Geistern, wie sie sagen.

Der Schan ist ein leidenschaftlicher Hasardspieler. Gelegenheit zum Spielen gibt es bei jedem der vielen Feste. Dort wachsen die Spielbuden wie Pilze aus dem Boden. Die Gewinner haben eine Spielsteuer zu entrichten. Dieselbe wird vom Fürsten an den Meistbietenden verpachtet. Die Pachtsumme beträgt bei einem 10—14 tägigen Feste 2000—10.000 Rupien (3000 bis 16.000 K). Pächter sowohl als auch Spielleiter sind in den meisten Fällen Chinesen und mohammedanische Inder. Gespielt wird mit 4 oder 5 Kaurimuscheln; gesetzt wird auf „gerade oder ungerade“ (Iamb-kae).

Sparsam im höchsten Grade, gönnt der Schan sich und seinen Angehörigen nicht das geringste, was Geld kostet, geht oft das ganze Jahr in schmutzigen, zerrissenen Kleidern herum, spart und spart. Und wenn er irgendwo „lamb-ka“ schreien hört, ist's mit allen guten Vorsätzen vorbei. Er spielt solange, bis alles fort ist, verspielt auch oft noch Haus und Vieh.

Einst waren die Schan sehr kriegerisch. Die jahrtausendlangen Kämpfe mit China und Burma scheinen jedoch den kriegerischen Mut in ihren letzten Vorfahren schon vollständig verzehrt zu haben.

Unter den anderen Stämmen jener Gebiete sind zwei, denen wir als Europäer unsere Sympathie nicht versagen können. Es sind die Palaung und die Myan.

Die Palaung bewohnen die Hügel und die Bergabhänge. Sie sind strenge Buddhisten, die die Gebote Gautamas von allen Völkern Hinterindiens am genauesten befolgen. Sie töten kein lebendes Wesen, sind Vegetarier und daher nicht kriegerisch. Ihrem räuberischen Nachbar, dem K'tschin, am nächsten wohnend, hatten sie von jeher viel zu leiden und mehr als reichlichen Tribut an ihn zu entrichten. Erst in den letzten, ruhigeren Jahren haben sie es zu einigem Wohlstand gebracht. Ihre Nahrung besteht aus Milch, Früchten und dem roten Hügelreis.

Bei allen religiösen Festlichkeiten der Schan strömen auch sie, gekleidet in ihr malerisches Festgewand, behängt mit Schmuck, in Scharen herbei. Es sind liebe, Vertrauen erweckende Menschen, denen die Güte aus den Augen leuchtet. In Reihen mit aufgespannten Schirmen sitzen sie dann um religiöse Orte herum. Mit ihren dünnen Stimmchen singen sie ihre Gebete, die wie fernes Klagen klingen, opfern Reis und Blumen und zeigen solche aus dem Herzen kommende Frömmigkeit, daß man ihnen gut sein muß.

Die Frauen lieben Schmuck und schöne Kleidung. Die Hülle für den unteren Teil des Körpers ist ein enger, blau gefärbter Baumwollkittel mit eingewebten roten Streifen. Die Hülle des Oberkörpers ist ein weites, oft mit quadratischen Silberplatten verziertes Jäckchen, welches in den meisten Fällen aus blauem oder violetterem Samt verfertigt ist. Der Schmuck besteht aus breiten silbernen Halsringen und zahlreichen Gürtelringen aus Bambus, Haaren, Kauris oder auch Silber. Die

Tracht der Männer ähnelt der der Schan und besteht aus blauen weiten Hosen, weitem weißen Jäckchen und breitem Turban. Frauen und Mädchen sind sehr geschickt im Spinnen und Weben. Auch Flechtarbeiten aus Bambus und Stroh werden von ihnen mit viel Geschick gefertigt und auf die Schanmärkte gebracht. Die Dörfer der Palaung krönen immer nur Hügel. Die den Schanhütten ähnlichen Behausungen werden ohne Rücksicht auf Reihenfolge und Ordnung errichtet. Um das Dorf zieht sich ein Bambuszaun. Die Fußpfade, welche ins Dorf einmünden, haben einen aus Bambusstangen bestehenden Torrahmen, dessen obere Stange Bambuskörbchen, auch Bambusgefäße trägt, in welchen sich Opfergaben für die Dschungelgeister befinden. Jedes Dörfchen hat auch sein Kloster, welches oft nichts anderes als eine armselige Hütte mit einigen Buddhafiguren ist. Dieses Kloster, in welchem die Jugend mit den Geboten Gautamas vertraut gemacht wird, ist auch immer gleichzeitig Herberge für etwaige Wanderer.

Der zweite sympathische Stamm, die Myan, bewohnen die Berge im Osten der Schanstaaten. Die Kleidung der Männer ist ähnlich der Schanbekleidung. Ihre Frauen und Mädchen habe ich nie zu Gesicht bekommen. Die Myan sind reine Geisteranbeter. Der wilde Dschungel ist erfüllt mit übelwollenden Geistern. Ihre Furcht vor diesen Geistern ist so groß, daß sie selbst in fremden Dingen und fremden Erscheinungen immer irgend eine Bosheit dieser Geister vermuten. Findet ein Myan z. B. einen Gegenstand oder selbst eine Geldsumme, so soll er sich nicht einmal nähern, sondern immer im Bogen um den Fund herumgehen, denn es könnte eine Falle irgendeines Geistes sein. Diese Geisterfurcht hat bei ihnen ganz besondere Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit hervorgerufen. Auch Verbrechen sollen unter ihnen seit Menschengedenken noch nicht vorgekommen sein. Dieser Eigenschaft wegen haben sie vom Fürsten Hkun-sang-ton-hung das Privilegium erhalten, zu jeder Zeit unangemeldet im Palaste erscheinen zu dürfen. Bei Festen ist im Palaste ein eigener Raum zum Übernachten für sie reserviert. Eines Abends erzählte mir der Fürstensohn von ihnen. Es war zur Zeit des Wasserfestes. Bei Erwähnung ihres Privilegiums muß ich wahrscheinlich unwillkürlich eine ungläubige Miene gemacht haben, denn Mahawong sprang auf und fragte mich, ob ich mich von dem Gehörten überzeugen

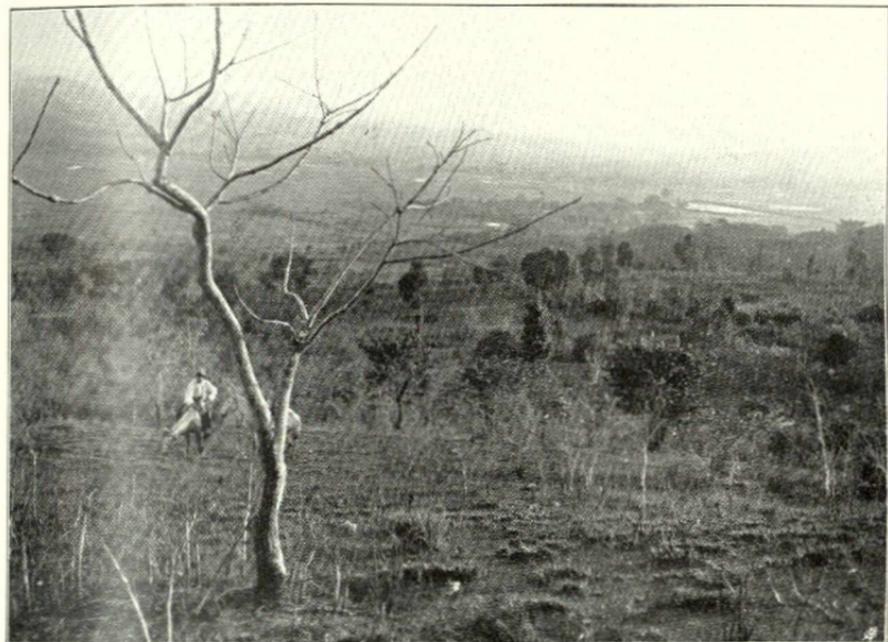


Fig. 1. Tal des Nantou.

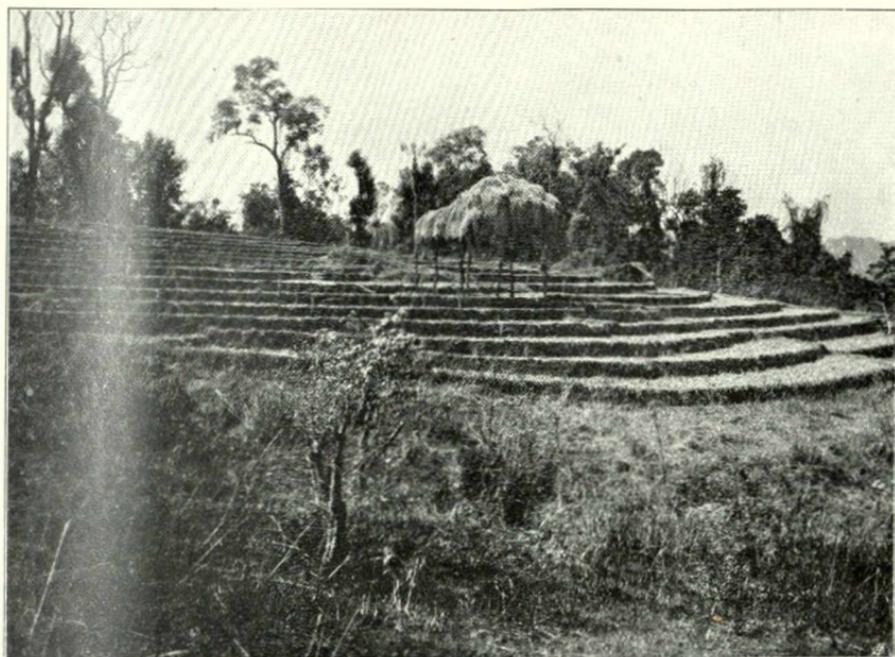


Fig. 2. Reisfelder.



Fig. 3. Fürst Mahawong von Hsein-Wi.

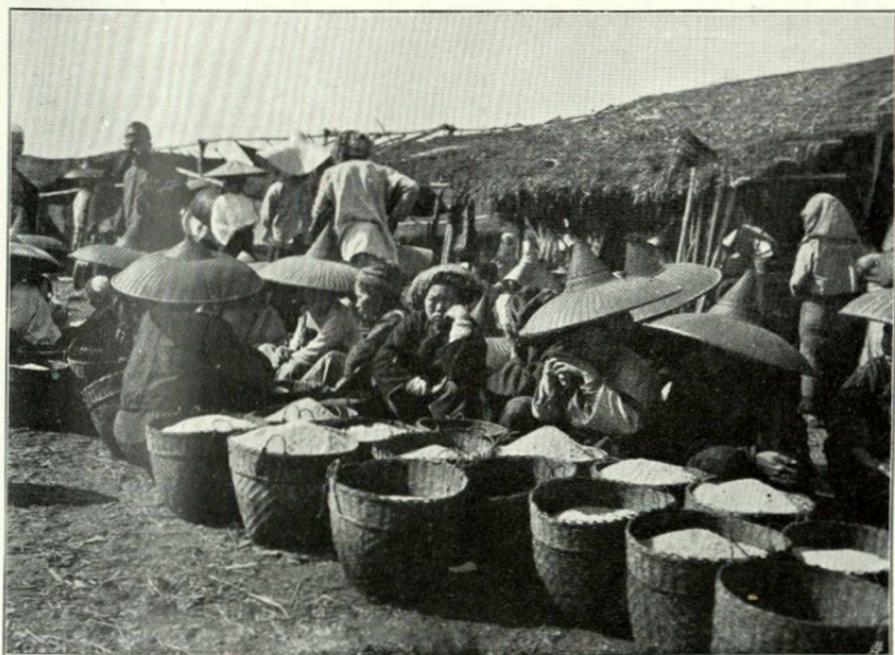


Fig. 4. Schanmädchen, Reis verkaufend.

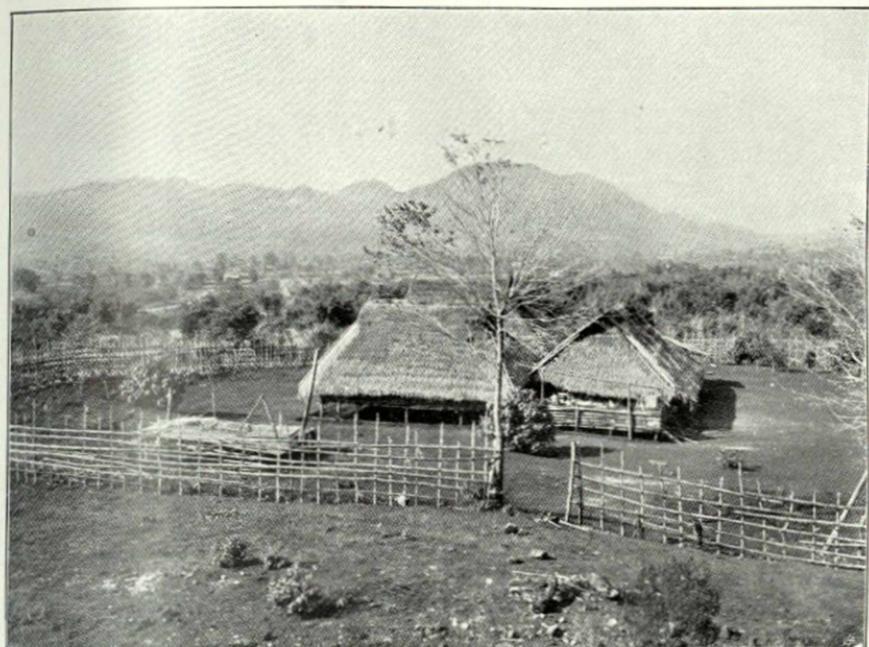


Fig. 5. Dorfkloster.

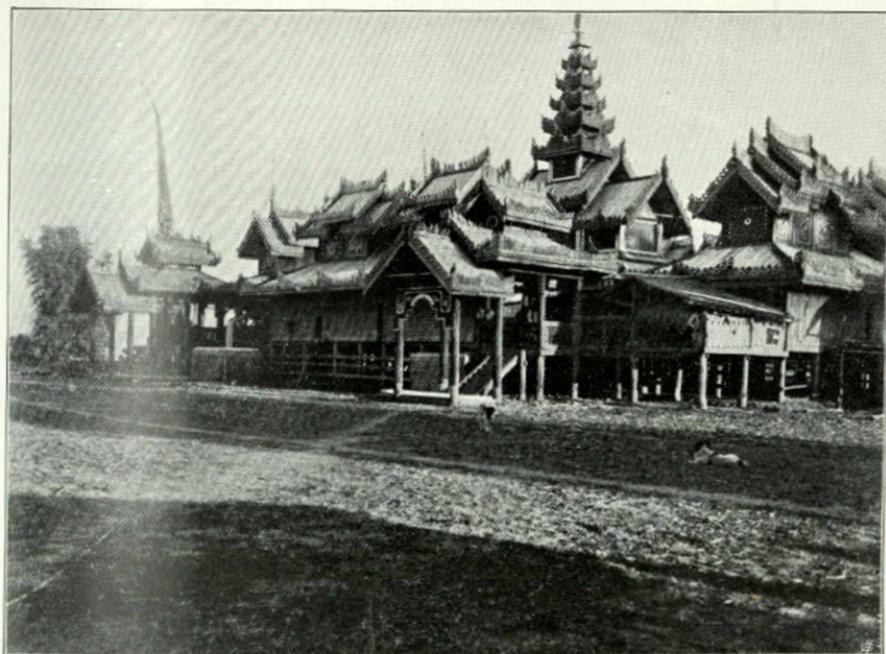


Fig. 6. Buddhistisches Kloster der Hauptstadt Hsein-Wi.

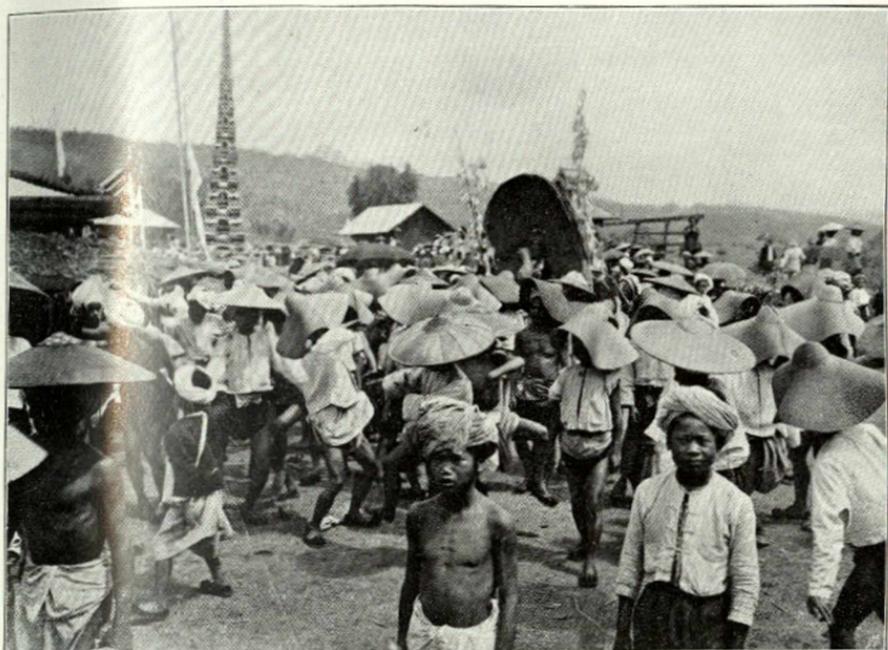


Fig. 7. Das Fest der Mönchseinkleidung.

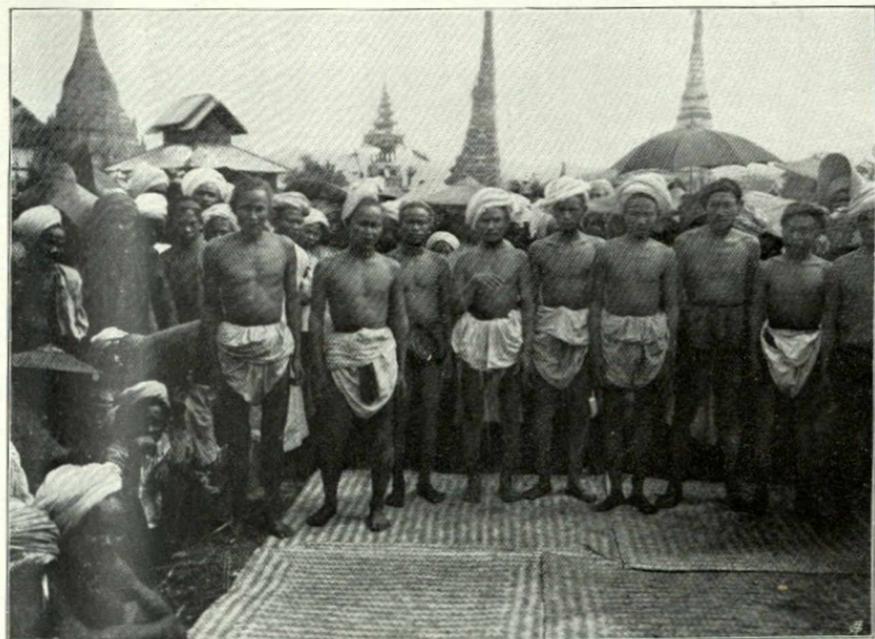


Fig. 8. Schan-Tänzer.

wolle. Auf meine Bejahung sandte er einen Diener weg. Binnen fünf Minuten marschierten 35 Myan mit ihren Musikinstrumenten herein und führten dann unter einer eigenartigen sanften Musik einen Tanz auf. — Die Instrumente haben fünf Rohrpfifen und sind für Grundakkord, Quartsextakkord und Septakkord gestimmt. Bewaffnet sind die Myan wie die meisten Dschungelvölker mit Armbrust und vergifteten Pfeilen.

In den unzugänglichen Bergdschungeln jenseits des Salwin hausen die wilden Wahs. Ich bin nur einmal mit ihnen in Berührung gekommen. Es sollen Kopffjäger sein. Im April eines jeden Jahres ziehen sie aus. Wer den ersten Kopf bringt, soll für das Jahr Häuptling sein.

Ebenso wild sind die überall gefürchteten Stämme der K'tschin (Cachin) oder Chingpaw (= Mann). Sie bewohnen die Berge zwischen Mekong und Irawadi und zerfallen in eine Menge Unterabteilungen. Die wichtigsten Stämme derselben sind die Marip-, Lahtong-, Lapai-, Nkhum- und Masan-Chingpaw. Viel tiefer als Schan, Palaung, Myan stehend, kann man sie mit den Lowas (Lohus) und Wahs etwa auf die gleiche Stufe stellen.

Im Durchschnitt etwas größer als die Schan, haben sie meistens rundes Gesicht, niedere Stirn, schiefstehende Augen, vorstehende Wangenknochen und vorstehenden Mund. Reinlichkeit ist bei ihnen nie zu finden. Die Ursache davon mag wohl in der schwierigen Beschaffung des Wassers zu suchen sein. Ihre Niederlassungen befinden sich immer auf den Bergen, der Weg ins Tal ist oft weit und beschwerlich und in Bambusrohren läßt sich nur eine geringe Wassermenge tragen. Was ihre sonstigen Eigenschaften betrifft, so sind sie überaus argwöhnisch, verräterisch, lieben Kampf und Raub, sühnen Beleidigungen immer mit Blut, pflegen Blutrache, halten Sklaven und sind der Trunksucht und dem Opiumgenuß ergeben. Daß Fremde von ihnen immer als Feinde betrachtet und behandelt werden, kann man nicht einmal an ihnen tadeln, wenn man die unzähligen Gefahren bedenkt, von welchen sie, den Gebräuchen der Dschungelstämme zufolge, beständig umgeben sind. Hat man sie einmal zu Dank verpflichtet, sich ihre Liebe und ihr Vertrauen erworben, dann lernt man auch kennen, daß sie treu, aufrichtig und so gastfreundlich sind, als es die Umstände erlauben können. Ihre Mutter lieben sie sehr, während der

Vater, wie ja meistens im Oriente, wenig beachtet wird. Ein rührendes Beispiel von solcher Liebe erfuhr ich an einem etwa 25 jährigen K'tschin. Tagelang strich derselbe um die Hütte, die ich damals bewohnte, herum, bis er mir endlich auffiel. Ich ließ ihn rufen und erfuhr nun die Ursache davon. Er war vom Stamme der Maru-Chingpaw, der 200 Meilen nördlicher wohnt. Seit acht Jahren hatte er seine Mutter nicht gesehen. Mit rührenden Worten erzählte er von ihrer Liebe zu ihm und sprach von seinem Wunsche, ihr endlich einmal Nachricht zu kommen zu lassen. Und da er gehört hatte, daß ich armen Leuten schöne Bilder mache, so bat er mich, auch für seine Mutter solche zu verfertigen. Gerne willigte ich ein. Am nächsten Morgen kam er dann in Schankleidung und brachte seinen Freund, einen vorderindischen Gurka, mit. Die Mutter solle sehen, daß er auch in der Fremde Freunde habe, meinte er. Nachmittags kam er dann allein in K'tschin-Festtracht. Sein Sack war ein Prachtstück von K'tschin-Arbeit. In demselben hatte er alle die vielen Gegenstände, die er von der Heimat noch besaß, untergebracht. Die Mutter solle sehen, daß er auch in der Fremde den Sitten seiner Heimat treu geblieben. „Ja, wie soll denn die Mutter das erkennen“?, fragte ich ihn. „O, sie wird im Sack schon nachsehen“, meinte er naiv. Der Mann war außer sich vor Freude, als er die Bilder erhielt. Mit wandernden K'tschin wollte er sie in seine Heimat schicken. Mir blieb er immer dankbar. Er war einer der wenigen, die mir Aufklärung über den religiösen Kult und die vielen Fragen, das Volksleben der K'tschin betreffend, gaben. Fragt man einen K'tschin um solche Dinge, so erhält man immer zur Antwort: „Kani go“ (wer kann das sagen, wer weiß das). Handelt es sich um religiöse Dinge, so würden selbst große Summen keine andere Antwort herauslocken. Sie fürchten die Rache der Nats (Geister) zu sehr. Nur Dankbarkeit gestattet ihnen, ungestraft den Mund zu öffnen.

Ihre Hütten sind sehr roh gebaut. Die Wände sind nicht wie bei Schanhütten aus Bambusgeflecht, sondern aus senkrecht stehenden Bambusstangen gebildet. Die charakteristischen Plattformen der Schanhütten fehlen ihnen ebenfalls. Der Aufstieg ins Innere befindet sich unter dem Dache in einem Vorraum und besteht aus einem mit Kerben versehenen Baumstamm. Die Tür in der rückwärtigen Seite der Hütte darf nur

von Familienmitgliedern benützt werden. Der Raum unter dem etwa $\frac{3}{4}$ —1 m über der Erde befindlichen Fußboden dient als Stallung für die zahlreichen Schweine. Büffel und Buckelrind halten sich nachts im Vorraum auf. Dieser Vorraum ist nach außen durch mehrere Pfosten abgegrenzt, welche die Schädel geopferter Tiere tragen. Das Innere der Hütte besteht immer aus vielen Abteilungen. So gibt es einen allgemeinen Wohnraum, einen Raum für die Eltern, eine Jünglings- und eine Mädchenkammer, einen Kochraum und eigene Räume für verheiratete Mitglieder des Hauses. Von diesen Räumen spricht der Chingpaw nicht als Zimmer oder Kammer, sondern als „dab“ (Feuerplatz). Der Hausaltar befindet sich an der Rückseite des Hauses. Als Fremder darf man sich demselben nicht nähern.

Die jungen Leute beiderlei Geschlechtes erfreuen sich vor ihrer Verheiratung vollkommener Freiheit. So können die heiratsfähigen Mädchen nach Belieben Tag und Nacht Besuche von Jünglingen in ihrem Raume (nla-dab) empfangen. Außerdem befindet sich außerhalb der Ansiedlung im Dschungel ein eigenes Haus, das ein Mittelding zwischen Junggesellen- und Mädchenhaus vorstellt. Dort treffen sich nachts die heiratslustigen Leutchen und lernen sich gegenseitig kennen. Trotz dieser scheinbar unmoralischen Einrichtungen sollen die einmal geschlossenen Ehen viel glücklicher als bei anderen Stämmen verlaufen und eheliche Untreue soll nie vorkommen.

Vielmännerei existiert nicht. Polygamie ist erlaubt. Bei der Heirat wird die Braut gekauft, jedoch nur dann, wenn der Bräutigam wohlhabend ist. Unterklassen eignen sich die Mädchen ihrer Wahl immer durch Entführung an. Auch bei vornehmen Klassen findet eine Scheinentführung statt.

Eigenartig ist die Namengebung. Sämtliche erstgeborenen Knaben heißen Kam, Mädchen Kaw; die zweitgeborenen Knaben Nawng, Mädchen Lu usw. Um nun die Erwachsenen unterscheiden zu können, erhalten sie dann noch einen besonderen Namen, der meistens an eine Eigenschaft derselben erinnert. So ist Tang-La-Tsum ein fünftgeborener, der Gesellschaft liebt, Tu-Mu-We ein viertgeborener, von affenartigem Betragen usw.

Die K'tschin begraben ihre Toten. Ausnahmen sind die Leichen der Getöteten und die Leichen von Frauen, die im

Kindbett starben. Diese werden verbrannt. Der Begräbnisplatz heißt Tu-U. Auf das Grab kommt ein Bambusgerüst (A-lup), oben darauf eine Spitze, die einer kleinen Pagode ähnelt (Lup-krong). Das ganze wird umfriedet (Lu-ka). Die Leiche von Irrsinnigen (diese sind immer von bösen Geistern besessen) wird unter besonderen Zeremonien, um die bösen Geister, die in der Leiche wohnen, unschädlich zu machen, begraben. Der Körper wird aufrecht in ein niedriges Grab gesetzt, mit Erde zugeschüttet, so daß der Kopf frei bleibt und sich über der Erde befindet. Über diesen frei stehenden Kopf wird ein großer Topf gestülpt. Neben dieses sonderbare Grab wird das gesamte Hab und Gut des Gestorbenen gelegt. Auf einem eigenen Gerüste opfert dann der Priester den Nats und bannt die Seele des Verstorbenen an diesen Ort.

Die Ching-paw sind reine Geisteranbeter. Luft, Wasser und Erde, Feld und Dschungel, Berg und Tal, Haus und Hof sind erfüllt mit guten (En-gé) und mit bösen (M'tschia, Le-ló) Geistern (Nat). Alle Erscheinungen in der Natur werden durch diese Nats verursacht. Daher gilt es, sich auf guten Fuß mit denselben zu stellen. Ihre Freundschaft erwirbt man durch Opfer (Wasser, Reishalme, Reis, Früchte, Fleisch, Opfertiere). Vor jeder Hütte befinden sich eigene Gestelle aus Bambus, auf welche die Opfergaben gelegt werden. Wer nicht opfert, über den gewinnen die M'tschia- und die Le-ló-Nats Gewalt und stürzen ihn in Unglück oder Krankheit. Krankheiten haben immer in der Feindschaft einer Nat ihre Ursache und können nur durch Opfer geheilt werden. Welche Opfer zur Versöhnung notwendig sind, das bestimmt der Seher des Dorfes, der Dm'sa oder der Mihtoi. Diese beiden verstehen die Sprache der Nats und können in direkten Verkehr mit der Geisterwelt treten. Durch Gebete und Zaubersprüche, später durch wilde Gesänge geraten sie in Trance und dann gibt der betreffende Geist mit ganz fremder Stimme durch ihren Mund seinen Willen kund. Solche Seher gibt es nicht in jeder Niederlassung. Zur Erforschung des Willens der Nats gibt es daher noch andere Mittel. Die gebräuchlichsten sind die Bambusfrage (Samam) und die Befragung der Geister durch gemachte Knoten in Bananenblättern (schippa-woht). Bei der ersten Art wird ein grünes Bambusrohr, das 5—6 Knoten hat, verwendet. Jeder Knoten wird mit dem Namen einer Nat, die in Frage kommt, oder mit

den Namen von Opfertagen belegt, das Rohr dann über offenem Feuer solange hin und her gezogen, bis die eingeschlossene Luft durch Ausdehnung irgend einen Teil unter lautem Krach zersprengt. Dadurch wird die Frage beantwortet. Bei der zweiten Art wird das in viele schmale Streifen zerrissene Blatt um die Hand gewickelt, Knoten werden hinein gemacht und dann wird das Ganze aufgerollt. Aus der Anzahl der Schleifen und verknoteten Streifen wird der Wille des Geistes gelesen.

Die Seelen der Gestorbenen haben einen weiten Weg zurückzulegen. Alle Seelen, sowohl die guten als auch die bösen, betreten den Weg zum Himmel. Von diesem Wege zweigen jedoch gar viele Wege ab, die zur Hölle führen. Den richtigen Weg kann die Seele nur mit Hilfe der guten Nats finden. Auch gibt es große Ströme mit starker Strömung zu queren, die alles, was nicht von guten Geistern geleitet wird, auf die Pfade zur Hölle abtreibt.

Die Kleidung der Männer ist die der Schan und chinesischen Kulis und besteht aus weiter Jacke und weiten Kniehosen. Am Kopfe wird ein Turban getragen. Nie sieht man einen K'tschin ohne sein „Da“ (Messer) und seinen oft auf das prächtigste gestickten, mit Schärpen und langen roten Fransen behängten, mit Kauris, Kalkperlen, oft auch Silbermünzen geschmückten Sack. Die Kleidung des weiblichen Geschlechtes ist zwar überaus malerisch, raubt jedoch selbst jungen Mädchen in ihren plumpen, steifen Formen alle Anmut. Die kurze, weite Jacke, die bis an den Nabel reicht, ist an der vorderen Seite und an den Ärmeln mit aufgenähten Kauris und Silberplatten in Kreuz- oder Sternform verziert. Das weite blaue Hemd ist an der Seite zu öffnen. Die Hülle des Unterkörpers ist ein langes, ungenähtes Baumwolltuch von blauer Farbe mit eingewebten roten Streifen, das über der Hüfte festgesteckt wird. Dasselbe ist von unten bis oben oft auf das prächtigste mit bunter Stickerei besetzt. Die immer wiederkehrenden Motive dieser Stickerei sind Bandverschlingungen, Mäander und das Hackenkreuz (Swastika). An den Waden werden zum Schutze gegen die Dornen des Dschungels plumpe Wadenstrümpfe aus Tuch getragen. Der Schmuck besteht, abgesehen von den aufgenähten Kauris und Silberplatten, aus Silberrohren, die im Läppchenloch getragen werden, aus Hals-, Gürtel-, Knie- und Armringen. Gürtel- und Knieringe sind manchmal aus Bambus mit ein-

gravierten Zeichen, meistens jedoch aus geflochtenen Haaren, der übrige Schmuck ist immer aus Silber.

Solange die Mädchen unverheiratet sind, werden die Haare so geschnitten, daß das Gesicht freibleibt, die Ohren jedoch verdeckt sind. Erst mit dem Tage der Verheiratung erhalten sie das Recht, sich die Haare wachsen zu lassen und einen Turban, der manchmal bedeutende Dimensionen zeigt, zu tragen.

Die K'tschin betreiben etwas Viehzucht und die Kultur des roten Bergreises. Durch Anzünden des Dschungels schaffen sie sich Platz für die wenigen Felder (Taungya). Nur höchstens zweimal wird an derselben Stelle angebaut. Gepflanzt wird auch noch ein wenig Mais, Tabak, Indigo, Baumwolle, Hirse, Bohnen und Ingwer.

Wie die übrigen Stämme jener Gebiete sind auch die Chingpaw Feste hold. Im Gegensatz zu anderen Stämmen arten ihre Feste meistens in wüste Trinkgelage aus, bei welchen unglaubliche Mengen saueren Reisbieres (scharu) und scharfen Reisschnapses konsumiert werden. Solche Feste werden beim Anzünden des Dschungels, beim ersten Säen und nach der Ernte gefeiert. Auch bei Geburt, Hochzeit und Begräbnis (Totentanz) gibt es kleinere Festlichkeiten. Ungemein feierlich werden solche Opferfeste begangen, bei welchen ein größeres Opfertier einer Nat geopfert wird. Diese Feste bestehen aus Musik und Tanz, religiösen Zeremonien und Vertilgen von riesigen Mengen gebratenen Fleisches, Reisbieres und Schnapses.

Die Chingpaw besitzen keine Schrift. Um sich gegenseitig Mitteilungen zukommen lassen zu können, haben sie ein originelles, höchst primitives System erdacht. Dieses System besteht darin, daß verschiedene Dinge mit bestimmter Bedeutung belegt werden. So bedeutet z. B. weißer Zwirn — freundschaftlich, schwarzer — feindlich, roter — Blut, Nadel — Gesinnung, Absicht, Betelbissen — Freundschaft, Liebe usw. Solche Briefe (Nachrichten) richtig zu lesen, verstehen nur die Priester. Ein Liebesbrief wäre: Nadel, Blatt vom Indigo, Betelbissen, Dachstroh. Er heißt: Ich denke ernstlich in Liebe an dich und möchte bei dir sein. Komme zu mir.

Die Anzahl der im Lande wohnenden Chinesen ist nur klein. Ihre Hütten sind immer aus Lehmziegeln errichtet. Der größte Teil des Handels liegt in ihren Händen. Immer fleißig,

stets auf Erwerb bedacht, überaus genügsam, gehören sie zu dem wohlhabenderen Teil der Bevölkerung.

Die Dschungelstämme in jenen Gebieten führen ein mehr oder minder unabhängiges Dasein. Ihre Abhängigkeit von der Regierung des Fürsten Khun-Sang-Ton-Hung von Hsein-Wi gibt sich äußerlich nur dadurch kund, daß sie gelegentlich Deputationen mit Geschenken in die Hauptstadt senden.

Der Fürst selbst, ein alter Mann von ungefähr 70 Jahren mit nicht unsympathischen Gesichtszügen, zeigt, gelinde gesagt, tiefe Abneigung gegen England. Die Gefangennahme seines ältesten Sohnes (Dezember 1910), eines kulturfeindlichen, grausamen Jünglings, wird er ihnen nie verzeihen. Diese Abneigung ist ja auch die Ursache, daß gerade dieses Fürstentum im Vergleiche zu anderen der Schanstaaten weit zurückgeblieben ist. Erst am Tage meiner Abreise aus der Hauptstadt gelang es mir, zu einer Audienz zugelassen zu werden. Im April 1911 trat er dann die Regierung zum großen Teil an seinen jüngeren Sohn Mahawong ab.

Dieser, ein willensschwacher, dem englischen Superintendenten von Laschio vollkommen ergebener junger Mann, wird seinem Lande insofern zum Segen gereichen, als er der Aufschließung desselben, der strengen Handhabung von modernen Gesetzen nie ein Hindernis sein wird. Unter seiner Scheinregierung werden die üble Wirtschaft, Mord und Raub, die Bestechlichkeit und die Übergriffe Vornehmer, dank des englischen, nun stark überhand nehmenden Einflusses, binnen kurzem der Vergangenheit angehören. In dem ungemein fruchtbaren Lande wird sich dann zufolge Anbahnung von sicheren Handelsverbindungen, einer rationelleren Bearbeitung und Verwertung des Bodens und der ungeheueren Wälder bald Reichtum einstellen, allerdings auf Kosten des primitiven Glückes und der Bedürfnislosigkeit seiner Völker.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1911

Band/Volume: [55](#)

Autor(en)/Author(s): Gebauer Anton K.

Artikel/Article: [Die nördlichen Schanstaaten und ihre Bewohner 434-467](#)